Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter

von

Prof. Dr. A. Wiedemann
in Bonn

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1900

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

2. Jahrgang, Heft 2.

Der Gedanke, der die Völker des Altertumes wie der Neuzeit am lebhaftesten beschäftigte, wenn sie sich ein Bild der Welt und des menschlichen Lebens zu entwerfen versuchten, ist stets der gewesen: woher kommt das All und seine Lebewesen und wohin führt deren ganze Entwicklung. Wie sich in dieser Beziehung die Babylonier das Ende, Hölle und Paradies gedacht haben, das hat A. Jeremias in einem früheren Hefte des „Alten Orient" klar gelegt. An dieser Stelle sollen die Anschauungen besprochen werden, die sich im Nilthale über den Ausgang der Dinge, vor allem über den Tod des Menschen und die jenseitige Welt, in die dieser nach dem Tode einzugehen hoffte oder fürchtete, entwickelt haben.

Hier muß zunächst betont werden, daß sich in den ägyptischen Texten bisher keine Andeutung über das Vorhandensein einer Weltuntergangsmythe gefunden hat. Ob eine solche thatsächlich nicht bestand und man es sich an den Ufern des Niles überhaupt nicht hat vorstellen können, daß diese beste aller Welten einst nicht mehr sein werde, ob dieses Fehlen von Angaben nur auf Zufall beruht, ist nicht zu entscheiden. Der Gedanke, daß man logischer Weise an einen Weltuntergang gedacht haben müsse, da man einen Beginn, eine Weltschöpfung, annahm, trifft für Ägypten nicht zu, dessen Volk stets bei seinen Spekulationen Logik, Genauigkeit und ähnliche Forderungen neuerer Zeiten verschmähte. Aber wenn man sich demnach vielleicht den Weltuntergang selbst nicht ausmalte, so hat man doch Mythen besessen, welche von freilich regelmäßig nicht zur Durchführung gelangten Versuchen der Götter berichteten, Teile der Erde, bez. das Menschengeschlecht, auszurotten; Berichte, die demnach inhaltlich dem weitverbreiteten Kreise der sog. Sündflutlegenden angehören.

Zunächst ist hier eine Stelle zu erwähnen, die sich in einem der Zeit um 1200 v. Chr. entstammenden Lobgesang an die die ganze Welt umfassende und beherrschende Gottheit findet. Sie

spielt auf eine Überflutung der Erde mit den Worten an: „Dein (des Gottes) Überschwemmungs-Wasser erhebt sich bis zum Himmel, das brüllende Wasser Deines Mundes ist in den Wolken. Deine Schakale sind auf den Bergen (d. h. die Schakale, welche nach einer besonders im neuen Reiche auftretenden Ansicht die Sonnenbarke und damit den Sonnengott selbst ziehn, haben sich auf die Berge zurückgezogen). Das Wasser des Gottes Horus bedeckt die großen Räume aller Länder, das Überschwemmungswasser bedeckt den Umkreis aller Bezirke des Himmels und des Meeres. Ein Gebiet der Überschwemmung wären (noch jetzt) die Länder, wenn sie nicht wären unter Deinem Einflusse. Die Wasser bewegen sich (jetzt) auf dem Wege, den Du angiebst; nicht überschreiten sie, was Du ihnen anwiesest, was Du ihnen (als Bahn) eröffnetest."

Diese Flut, die die Bäume bedeckte und den Sonnengott auf die Berge trieb, die aber die Gottheit dann eindämmte, kam nach dem Texte, wie die Nilüberschwemmung nach ägyptischer Ansicht, von unten hinaufgestiegen. Eine ähnliche Vorstellung besaß wohl auch eine Quelle der öfters ägyptische Gewährsmänner anführenden Platonischen Schrift Timaeus, die sie benutzt, um die Überschwemmung der ganzen Welt und Vernichtung ihrer Kultur wenigstens für Ägypten zu leugnen. Nach ihr gingen bei derartigen Fluten in anderen Ländern die Städte zu Grunde; nur Hirten blieben übrig. In Ägypten dagegen fließe weder dann noch sonst Wasser von oben herab auf die Felder, im Gegenteile pflege es von unten herauf zu kommen und daher bliebe in Ägypten die Erinnerung an die alten Dinge bewahrt.

Die ganze Flutvorstellung ging im Nilthal zweifelsohne hervor aus dem häufigen Vorkommen versteinerter Muscheln in dem Wüstenstreifen am Rande des Fruchtlandes und auf den ägyptischen Bergen. Sie sind auch den Griechen aufgefallen und von ihnen ausgehend hat sich Herodot seine Theorie von der Entstehung Ägyptens gebildet. Er erklärt es für ein Schwemmland in einem ehemaligen Meerbusen, der sich langsam durch Schlammniederschläge ausfüllte. Diese Ansicht trifft sachlich ja zu, wenn auch der griechische Schriftsteller den Zeitraum, in dem sich der Prozeß vollzogen haben könnte, viel zu kurz, auf 10—20000 Jahre, veranschlagte.

Die Worte, die bei Plato den eben erwähnten Sätzen unmittelbar vorangehen, sind öfters herangezogen worden, um das Vorhandensein der Sage von einem Weltbrande in Ägypten zu belegen. Mit wenig Glück! Denn der in ihnen angeführte Priester aus der

unterägyptischen Stadt Sais bemerkt, infolge der Abweichung der die Erde umkreisenden Himmelskörper trete in langen Zwischenräumen eine Zerstörung des auf Erden Befindlichen durch Feuer ein, dann schütze der Nil die Ägypter, indem er sich ergieße. Es wird demnach hier die schädigende Wirkung eines derartigen Weltbrandes gerade für das Nilthal abgeleugnet. Und nicht besser steht es um einige ägyptische Stellen, die man für dieselbe Sage hat verwerten wollen. In ihnen ist die Rede von einem Brande, der den Gott Horus, den Sohn der Isis, bedrohte und den Isis durch Wasser, das sie herbeibrachte, zu löschen wußte. Hier dachte man an einen Weltbrand, zu dessen Beendigung die Göttin das Wasser steigen ließ. Allein in der Stelle ist nirgends die Rede von der brennenden Welt, sondern nur vom Brande des Ortes, an dem gerade Horus sich aufhielt, also wohl in der Hütte im Delta, in der ihn Isis barg, als sie die Leiche des Osiris suchte und in der er überhaupt zahlreiche Fährnisse zu überstehen hatte. Und dann ist die Art, in der Isis das Wasser herbeibringt, für die Löschung eines Weltbrandes mindestens eigentümlich. Sie sagt nämlich selbst in der ältesten erhaltenen Fassung der Stelle in dem um 1800 v.Chr. zusammengestellten Papyrus Ebers: „Wasser ist in meiner Öffnung, ein Nil ist zwischen meinen Beinen, ich komme um das Feuer zu löschen, d. h. sie hat auf eine sehr primitive Weise dem Brande Einhalt zu thun gewußt.

So läßt sich also aus den ägyptischen Texten für Sagen von einer Zerstörung der Welt, sei es durch Wasser, sei es durch Feuer, so gut wie Nichts beibringen, was einen Einblick in hierher gehörige Auffassungskreise gestattete. Weit besser sind wir unterrichtet über eine Überlieferung, welche einen Versuch der Gottheit, das sündhafte Menschengeschlecht zu vertilgen, zum Stoffe sich gewählt hat. Diese Mythe ist erhalten in zwei Abschriften in den Gräbern der Könige Seti I und Ramses III, also aus der Zeit um 1400 und um 1200 v. Chr. Außerdem liegen mehrfache Anspielungen auf dieselbe vor, so daß sie, wenigstens seit dem 2. Jahrtausend v. Chr., eine größere Verbreitung besessen haben muß. Ob sie bereits früher vorhanden war, ist unbekannt, sichere Hinweise auf die Erzählung haben sich in dieser Zeit jedenfalls bisher nicht nachweisen lassen.

Wie die meisten ägyptischen Mythen, so knüpft sich auch diese an die Gestalt des Sonnengottes Rä-Harmachis, der als der erste Götter-König Ägyptens galt und den die Sagen völlig menschenähnlich auffassen. Sie lassen ihn wie den Menschen altern und

schildern ihn mit Vorliebe als einen Greis, dessen schwach werdenden Händen die Zügel der Regierung mehr und mehr entgleiten und dem sich nun Götter und Menschen zu widersetzen wagen, indem sie versuchen, ihn vom Throne zu stoßen oder doch mehr in den Hintergrund zu drängen.

So beginnt denn auch die hier zu betrachtende Sage mit den Worten: „Rā ist der Gott, der sich selbst erschuf. Er war der König über Götter und Menschen. Die Menschen pflegten Rat gegen seine Majestät und sprachen: „Siehe, die Majestät des Gottes Rā ist alt geworden, seine Knochen haben sich in Silber verwandelt, seine Glieder in Gold und sein Haar in Lapislazuli.“ Der Sonnengott hörte diese Reden und rief seine göttlichen Genossen zusammen um zu überlegen, was man gegen diese Menschen, die ihr Dasein dem Auge, d. h. den Thränen, des Gottes verdankten und die sich jetzt gegen ihren Herrn und Schöpfer auflehnten, thun solle. Die Götter rieten ihm, sein Auge in Gestalt der Göttin Hathor-Sechet gegen die Aufrührer auszusenden, d. h. die Verkörperung der Sonne und ihrer Strahlen in ihrer glühenden und verbrennenden Kraft. Dies geschah. Die Göttin trat hervor und tötete die Menschheit auf der Erde. Mehrere Nächte lang watete sie in ihrem Blute von Heracleopolis magna in Mittelägypten an bis nach Heliopolis, der altheiligsten Stadt des Nilthales, wo die Götter zu Ratsversammlungen zusammen zu kommen pflegten. Aber das Menschengeschlecht entging doch der völligen Vernichtung, denn den Gott reute bald sein Befehl. Er schickte Boten nach Elephantine und ließ von dort Früchte holen, denen man eine berauschende und einschläfernde Wirkung zuschrieb. Diese wurden in Heliopolis zermalmt und zugleich Korn für Bier zerquetscht, dann beides gemischt und 7000 Krüge Bier hergestellt. Dieses Bier ward während der Nacht über die Felder ausgegossen, die von dem Blute der von Sechet getödteten Menschen bedeckt waren. „Und die Göttin Sechet kam am Morgen; sie fand die Felder überschwemmt, sie freute sich darüber, sie trank davon, ihr Herz war froh, sie ging umher betrunken und erkannte die Menschen nicht mehr.“ Die Menschen waren gerettet, und zur Erinnerung daran ward ein Fest eingesetzt, bei dem man sich zu Ehren der Sechet in Bier berauschte, ein Fest, das bis in die hellenistische Zeit hinein gefeiert worden ist. Der Gott Rā war aber nicht mehr gewillt über die undankbaren Menschen weiter zu herrschen. Als dies bekannt ward, ergriff dieselben ihrerseits Reue; sie bewaffneten sich mit Bogen und töteten alle die, die sich der Gottheit

widersetzt hatten. Da sprach die Majestät des Rā: „Eure Missethat ist Euch vergeben, die Tötung (die Ihr für mich vollzogt) gleicht aus die Tötung (die meine Feinde gegen mich vorhatten)." Trotz dieser Vergebung erreichten die Menschen ihren Zweck insofern nicht, als der alte Gott bei seinem Entschluß in eine von ihm neu geschaffene bessere Welt einzugehen, beharrte; dieser Erde ließ er als Ersatz für seine Sonnenkraft eine neue, junge Sonne zum Herrn und Könige zurück.

Die bisher besprochenen Angaben sind die einzigen, die aus den ägyptischen Texten für Vorstellungen über einen bevorstehenden oder einst drohenden Untergang der Welt oder der Menschen vorliegen. Weit reicher ist in jeder Beziehung das Material, welches für die ägyptischen Vorstellungen über das Ende des Individuums erhalten geblieben ist und zwar sowohl des menschlichen, das in erster Reihe in Betracht kommt, wie dann weitergehend des göttlichen und des tierischen, welche beide letztern dem Menschen vollkommen parallel laufend, aufgefaßt werden. Daß unsere Zeit hier so gut unterrichtet ist, liegt einmal an der Art des im Nilthale unzerstört Gebliebenen, das so gut wie ausschließlich sich auf den Tod bezieht und aus Gräbern und Grabestempeln stammt; dann aber auch daran, daß die Gedanken der Ägypter sich viel und gern mit dem Tode beschäftigten, der für sie ebensowenig wie für den modernen Orientalen einen größeren Schrecken besaß. Ihnen war der Tod kein endgültiges Ende, sondern nur eine Unterbrechung ihrer Existenz, die sich freilich gewaltsam vollzog, denn dem alten Ägypter gilt der Tod nicht als ein natürliches Ereignis, das die Abnutzung des Körpers mit sich bringt. Jeder Todesfall beruht auf einer Art von Mord. Der Leib des Menschen ist während seines ganzen Daseins ein Schlachtfeld, in dem gute und böse Dämonen mit einander streiten. Ergeht es ihm wohl, so haben erstere die Oberhand, erkrankt er, so ist es letzteren gelungen, Oberherrschaft zu gewinnen. Sein Bestreben muß es daher sein, in diesem Kampfe die guten Geister zu unterstützen. Er thut dies durch Amulette, die er bei sich trägt und die die bösen Geister vertreiben, oder durch Beschwörungen, die er gegen dieselben hersagt. Auch bei Krankheiten, die stets Dämonen ihre Entstehung danken, sind diese beiden Faktoren die maßgebenden Heilmittel; die Arzeneien, die der Kranke nebenbei bekommt, dienen nur zur Bekämpfung von Symptomen, erhalten ihre Kraft auch wesentlich dadurch, daß man bei ihrer Herstellung Beschwörungen murmelt. Die Heilung verdankt

man nicht ihnen, sondern der durch magische Formeln oder kräftige Zaubersymbole erfolgten Besiegung des Dämon, der in den Menschen gefahren ist und so das Leiden verursacht hat. Mit seiner Austreibung findet die Krankheit ihr Ende.

Längere oder kürzere Zeit, je nach der Macht der jeweils kämpfenden Geister, dauerte der Streit um den und in dem menschlichen Leib. Zuletzt gewann erfahrungsgemäß regelmäßig der böse Dämon eine Art Sieg. Einem der zahllosen männlichen und weiblichen Übel, männlichen und weiblichen Tode, wie der Ägypter sich ausdrückt, gelang es, die irdische menschliche Hülle zum Falle zu bringen. Aber dieser Tod des Körpers bildet nur eine Episode in dem Kampfe; derselbe dauert über das Grab hinaus fort, und das Dasein der unsterblichen Teile des Individuums konnte in völlig gleicher Weise bedroht werden, wie es die Fortdauer der sterblichen einst gewesen war. Ihnen konnten widrige Mächte einen zweiten Tod bereiten, und es war daher ein immer und immer wieder erwachendes Bestreben der Ägypter für sich und für ihre ihnen im Tode vorangegangenen Vorfahren Mittel zu finden, um diesen im Jenseits drohenden Gefahren mit Erfolg entgegentreten zu können. Dabei galt dort wie hier als die beste und eigentlich einzig aussichtsvolle Sicherheitsmaßregel bei jeder irgendwie auftretenden Bedrohung die Kenntnis der brauchbaren magischen Formeln. Sammlungen solcher Formeln sind es daher, die den bei weitem größten Bestandteil der ägyptischen religiösen Litteratur ausmachen und die in großer Zahl an die Grab- und Sargwände aufgezeichnet oder in Papyrus-Rollen gesammelt den Toten mit in die Gruft gegeben wurden.

Das ist freilich auch der Grund, aus dem solchen religiösen Texten über die Vorstellungen von thatsächlichen Dingen im Jenseits verhältnismäßig wenig zu entnehmen ist. Sie berichten genau, welchen Namen man anzugeben hatte, wenn man an das eine oder andere Thor des Jenseits gelangte, wie die Ruderbank, das Steuer, das Segel der Jenseitsboote hießen; wie die Dutzende von Namen und Titeln des Osiris lauteten; mit welchen Worten man die in den verschiedenen Räumen jenes geheimnisvollen Reiches hausenden Dämonen zu begrüßen hatte; sie geben aber kein systematisch geordnetes Bild des Aussehens jener Welt. Wohl ist es möglich die einzelnen Formeln zu übersetzen, aber das Verstehen derselben läßt trotzdem vielfach zu wünschen übrig, da sie auf uns unbekannte Mythen anspielen und dabei in so wenig klarer Weise verfahren, daß die betreffenden Mythen aus den Formeln nicht wieder hergestellt werden

können. So lautet beispielsweise eine Formel gegen die Schlangen des Jenseits in einem Texte der Zeit um 3000 v. Chr.: „Es ringelt sich die Schlange; die Schlange ringelt sich um das Kalb; oh Nilpferd, das hervorging aus dem Gau der Erde. Du fraßest, was aus Dir hervorging. Schlange, die Du niedersteigst, lege Dich, weiche zurück! Der Gott Henpesetet ist im Wasser, die Schlange ist umgeworfen, Du erblickst den Gott Rā." Wer hier unter dem Kalb, dem Nilpferd, der Schlange zu verstehen sei, bei welcher Begebenheit sie zusammentrafen, ist nicht überliefert. Die Sätze geben für uns nur Worte, der Sinn entzieht sich unserer Erkenntnis. Und ähnlich geht es bei zahllosen anderen derartigen Formeln, die, wie die vielen Schreibfehler, die die alten Abschreiber bei der Zusammenstellung ihrer Papyri begingen, zeigen, auch diesen häufig nicht mehr recht verständlich waren.

Zu diesen durch das ungenügende Material gegebenen Schwierigkeiten bei der Wiederherstellung der Jenseitsvorstellungen des Nilthales kommt eine zweite: Der völlige Mangel an systematischem Denken, der den Ägypter beseelt und der ihn die widerspruchsvollsten Lehren ruhig nebeneinander niederschreiben und glauben läßt. Man hat im Nilthale nie den Versuch gemacht, die eigene Religion in eine lehrbuchartige Form einzukleiden, zu streichen was den Hauptlehren widersprach, diese selbst einheitlich zu gestalten. Vielmehr bewahrte man in treuem Sinne alles das, was einst die Vorfahren geglaubt, zugleich mit allem dem, was spätere Generationen hinzugefügt hatten, unbekümmert um die verschiedenen Denkrichtungen, die infolge dessen unvermittelt neben- und durcheinander liefen. In diesem religiösen Konglomerat gewährte das Volk zunächst allen den verschiedenen Lokalkulten Aufnahme, welche sich, aus gemeinsamer Basis hervorgehend, in den verschiedenen Stadt- und Dorftempeln allmählich und oft sehr eigenartig selbständig entwickelt hatten. Dabei blieben die uralten Lehren in ihrer ursprünglichen Gestalt bestehen, welche bei den verschiedenen Bestandteilen, aus denen das ägyptische Volk in Urzeiten herausgewachsen war, einst als wahr gegolten hatten, so daß ursemitische, urlibysche und noch viele andere Anschauungen in bunter Folge nebeneinander standen. Und damit nicht genug! Es wurden im Laufe der geschichtlichen Zeit zahlreiche religiöse Gedankenkreise den Nachbarstämmen entlehnt und ohne jede Verarbeitung den ägyptischen hinzugefügt, so daß die semitischen Gestalten des Baal und der Astarte und ihrer Genossen gleichberechtigten Platz neben den einheimisch-ägyptischen Göttern zu erringen vermochten.

Man hat früher lange Zeit angenommen, dieser Wirrwarr religiöser Vorstellungen trete erst in jüngeren Texten auf. Seit die Inschriften der Pyramiden der 5.—6. Dynastie zugänglich geworden sind, weiß man, daß dies Chaos so alt ist, wie die bisher verfolgbare ägyptische litterarische Überlieferung überhaupt. Es ist ja unzweifelhaft, daß es allmählich entstand; aber die Zeit dieses Werdens liegt jenseits der Grenze unserer Kenntnis des ägyptischen Volkes. Daher erscheint es einstweilen zwecklos, über dessen Verlauf Vermutungen aufzustellen, die jeder Spatenstich in Ägypten, jeder neu auftauchende Text erbarmungslos vernichten kann. Wer vorsichtig ist, begnügt sich bei dem heutigen Stande unseres Wissens damit, die einzelnen Lehren festzustellen, ihre Veränderungen während der Dauer des Ägyptertums zu untersuchen, ihrer Bedeutung nachzugehen; die Frage nach ihrer Entstehung und ihrem Alter läßt man für jetzt besser bei Seite.

Unter den verschiedenartigen Jenseitsvorstellungen der Ägypter knüpft sich eine der verbreitetsten und wichtigsten an die Sonne und die Beobachtung ihrer Bewegung innerhalb je 24 Stunden. Der Lauf des Tagesgestirns vollzieht sich für den Ägypter in völlig gleicher Weise, wie seine Fortbewegung, wenn er selbst eine Reise durch seine Heimat unternimmt: zu Schiffe. Dabei findet sie statt auf dem himmlischen Ozean oder auf einem himmlischen Nile, der geradeso wie der irdische Ägypten, so seinerseits das Himmelsland in etwa gerader Richtung durchschneidet. Auf ihm wird die Sonnenbarke im allgemeinen von der Strömung getrieben, so daß es nur einer Steuerung bedarf; Ruder und Segel kommen kaum in Betracht. Nur in Ausnahmefällen ist von einem Ziehen der Sonnenbarke die Rede, welches durch Schakale besorgt zu werden pflegt. Man denkt dabei an die Art und Weise, in der im Nilthale Schiffe stromauf befördert wurden, ersetzte nur die hienieden verwendeten Menschenkräfte in den höheren Regionen durch göttlicher Natur teilhaftigere Geschöpfe. Inmitten der Sonnenbarke erhebt sich eine kapellenartige Kajüte, in der der Sonnengott, bei Tage als Mensch mit Sperberkopf dargestellt, steht oder sitzt, während sich sonst auf dem Schiffe meist ein Steuermann und dann verschiedene Götter als Hofstaat und Begleiter des Himmelsherrn befinden. Zu seiner Fahrt benutzt der Gott bei Tage nach den meisten und besonders den ältern Angaben zwei Schiffe, eine Vormittags- und eine Nachmittagsbarke, steigt also um Mittag um. In späterer Zeit denkt man sich die Reise gelegentlich unbequemer. Da muß der Gott

nach Ablauf jeder Stunde umsteigen und ein neues Schiff betreten. Die Fahrt erfolgt in 12 Stunden, d. h. man zerlegt die Zeit von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang in 12 gleiche Teile. Hieraus ergiebt sich unmittelbar, daß für den Ägypter eine Stunde kein unveränderlicher Zeitbegriff ist wie in unserem Sprachgebrauch. Ihre Länge wechselt je nach der Jahreszeit; am größten ist ihre Dauer im Hochsommer, am kleinsten im tiefsten Winter. Ganz entsprechend gestaltet sich die Länge der Nachtstunden. Um sie zu gewinnen, zerlegt man die Zeit von Sonnenuntergang bis Aufgang wiederum in 12 gleiche Stunden, deren Länge demnach selbstverständlich in umgekehrter Weise wechseln muß wie die der Tagesstunden. Jeder Stunde steht eine besondere Göttin vor, die während ihr die Aufsicht führt, den Sonnengott gelegentlich bei diesem Teile seiner Fahrt begleitet u. s. f.

Die Tagesfahrt endet im Westen. Dann beginnt die Nachtfahrt, die die Sonnenbarke in entsprechender Weise auf einem das Nachtreich durchfließenden Strome zum Aufgangspunkte im Osten zurückführt. Diese Reise des Sonnengottes vergleicht der Ägypter gerne mit dem Gange des menschlichen Lebens. Der Sonnengott wird morgens geboren, altert während seines Laufs, sinkt als Greis abends in die Nacht, um am nächsten Morgen zu neuem Leben zu erstehen. Solches Geborenwerden und Sterben des Sonnengottes vollzieht sich nach der üblichen Anschauung jeden Tag von neuem. Daneben tritt eine zweite Meinung auf, derzufolge der Prozeß sich im Laufe eines Jahres abspielt: jeweils mit der Frühlingssonne erwacht der Gott zu neuem Leben, mit jeder Wintersonne stirbt er. Hier fällt der Todeszustand, den der Verlauf in 24 Stunden verlangte, fort, oder vermindert sich doch auf einen ganz kurzen Zeitabschnitt. Daneben scheinen nach vereinzelten Andeutungen der Texte noch weitere Vorstellungen bestanden zu haben, die sich das Leben des Gottes in noch längeren Zeitläuften, in 365 und mehr Jahren abspielen ließen und dabei wohl an chronologische Perioden dachten; doch sind die diesbezüglichen Angaben wenig klar und jedenfalls haben derartige Ansichten keine größere Verbreitung und keinerlei Volkstümlichkeit besessen.

Eine eingehende Schilderung der Nachtfahrt der Sonne findet sich erst in Texten des neuen Reiches, also nach 1700 v. Chr., doch zeigen ziemlich zahlreiche Stellen älterer Inschriften und bildlicher Darstellungen, daß die Lehre bereits weit früher entstand, wenn sie auch erst im zweiten Jahrtausend sich einheitlich gestaltet zu haben

scheint. Niedergelegt wurde sie damals in dem Buch vom Am-duat, d. h. „von dem, was ist in der Tiefe" und in dem Buche von den Thoren, welche beide die Topographie der hier in Betracht kommenden Unterwelt vorführen wollen, dies aber in voneinander ganz unabhängiger Weise thun. Aufgezeichnet finden sie sich in Auszügen auf Papyris und auf Sarkophagen und mehr oder weniger vollständig in den Königsgräbern der 18—20 Dyn. und zwar in einer kurzen Textausgabe und in einer ausgedehnteren illustrierten Recension. Dabei stehen das Buch Am-duat und das Buch von den Thoren trotz des Widersprechenden ihres Inhaltes, gelegentlich ruhig nebeneinander in dem gleichen Grabe, wiederum ein Zeichen, wie wenig der Ägypter dachte, sobald religiöse Vorstellungen in Frage kamen.

Die Zeit der Hauptblüte dieser Lehren fällt zusammen mit der Periode der ägyptischen Geschichte, in der die Könige in erster Linie zu Theben residierten; sie scheinen sich auch wesentlich im Kreise der thebanischen Priesterschaft entwickelt zu haben, deren Mitgliedern und Verwandten man ihre Niederschrift mit in das Grab zu geben pflegte. Daraus erklärt es sich wohl auch, daß der Nachtsonnengott in ihnen als widderköpfiger Mann dargestellt wird, denn der Widder galt als die tierische Verkörperungsform, die der in Theben als Hauptgott verehrte Amon angenommen hatte, als er auf die Erde herniederstieg. Dabei trägt der Gott in den Unterwelt-Texten stets die nach den Seiten auslaufenden Widderhörner. Nun hat man freilich geglaubt nachweisen zu können, daß von den beiden mit ägyptischen Göttern in Verbindung gebrachten Widderarten, die eine, deren Hörner seitlich sich entwickeln, dem Gotte Chnuphis von Elephantine geweiht gewesen sei, während dem Widder des Amon das rundlich um das Ohr liegende, durch die römischen Statuen des Jupiter Amon uns geläufige sog. Amonshorn zugehöre. Letzteres tragen bereits die Könige der 19. Dynastie gelegentlich, als Zeichen ihrer Abstammung von dem Gotte Amon, als Kopfschmuck und in gleichem Sinne ließen es später Alexander der Große und seine Nachfolger an ihren Bildnissen anbringen. Wäre die erwähnte Scheidung richtig, so würde sie gegen einen Zusammenhang des Nachtsonnengottes mit dem thebanischen Amon sprechen; allein angesichts der Denkmäler hält die Ansicht nicht stand. Amon wird sehr häufig, auch an Stellen, an denen von einer Verschmelzung seiner Gestalt mit der des Chnuphis keine Rede sein kann, mit den ausladenden Hörnern dargestellt. Meist scheinen es lediglich künstlerische und

praktische Gründe gewesen zu sein, die die eine oder andere Hörnerwahl bei der Darstellung des Gottes veranlaßten, so vermied man bei Statuen so gut wie immer die ausladende, weniger Dauerhaftigkeit verheißende Form.

Als eine Art Überschrift erscheint über den Eingängen in die Königsgräber eine Sonnenscheibe eingemeißelt, in der die eben geschilderte Gottesgestalt steht, während sich hinter ihr ein großer Skarabaeus-Käfer befindet. Erstere ist der Gott der Nachtsonne, zu dessen Reich das Grab gehört, dessen Gebiete seine Inschriften schildern, während der Skarabaeus eine Gestaltung der neu zum Leben erwachenden Morgensonne und zugleich eine Versinnbildlichung des neuen Lebens des Menschen nach dem irdischen Tode bildet.

Die Anordnung der Bilder bei den Darstellungen dieser Unterwelt ist stets die gleiche. In drei übereinander angebrachten Reihen geordnet, laufen die Reliefs längs der Wände; die mittlere Reihe stellt den Unterweltsstrom dar, auf dem die Sonnenbarke sich fortbewegt, bald durch den Strom, bald durch Zauberformeln getrieben, bald durch dem Gotte ergebene Geister gezogen. Darüber und darunter befinden sich Bilder der beiden Ufer des Flusses. Vor der Sonnenbarke und an diesen Ufern stehen, sitzen, liegen in bunter Folge die zahllosen Dämonen, die diese Gefilde der Nacht bevölkern. Bald treten sie in menschlichen Gestalten auf, bald als Tiere, wie besonders als Schlangen, die man naturgemäß in einem unterirdischen Gebiete vor allem suchte, oder als Hundskopfaffen, die man im Nilthale gern mit der Sonne in Verbindung brachte, bald sind es Mischwesen aus Tier- und Menschenteilen, in oft sehr sonderbaren Verbindungen. Den Bildern der Dämonen fügen die Denkmäler ihre Namen bei. Aus diesen geht hervor, daß nur wenige unter ihnen in Beziehung zu den großen Göttern des Landes stehn; die meisten sind Sondergötter, deren Namen bereits ihre jeweilige Thätigkeit andeuten: die Schneidende, die Zerreißende, der Stecher u. s. f. Ein Teil gilt als dem Sonnen-Gotte befreundet, während zahlreiche andere ihm feindlich gesinnt sind. An der Spitze der letzteren steht die große Apophisschlange, die Verkörperung der Mächte der Finsternis, die darnach trachtet, der Sonne den Weg zu verlegen und den Untergang zu bereiten, aber stets wird sie noch im letzten Augenblicke von den Sonnenfreunden besiegt, gefesselt, geschnitten, aber nie endgültig getötet. Immer wieder erwacht sie, wenn sie auch noch so schwer verletzt ward, zu neuem Leben und beginnt den Kampf gegen den guten Gott der Wärme

und des Lichtes von neuem, einen Kampf, der nach ägyptischer Anschauung niemals zu einem Siege der einen oder anderen Partei führen wird.

Die einzelnen Geister dieser Unterwelt zu schildern hat naturgemäß keinen Zweck. Dieselben sind in den beiden genannten Büchern verschiedene und auch verschieden geordnet. Die Unterscheidung der Werke ist dabei schon durch eine Äußerlichkeit leicht gemacht: in dem Buche Am-duat wird jeder Stundenraum von dem nächsten durch eine Thür abgeschlossen; im Buche der Thore wird die Thür durch eine monumentale Festungsthoranlage ersetzt. Die jeweiligen Dämonen, abgesehen von einigen Begleitern des Sonnengottes, bleiben stets in dem gleichen Raume und ebenso ergeht es nach dieser Jenseitslehre den verstorbenen Menschen. Diese schließen sich im Westen des Horizonts der Sonnenfahrt an und werden von dem Gotte in den verschiedenen Teilen des Jenseits zurückgelassen. Hier weist ihnen derselbe Felder zur Bestellung an, auf denen sie fortan als seine an Grund und Boden gefesselten Vasallen hausen, stets bereit ihren Herrn gegen seine Feinde zu unterstützen, falls ihn diese bei seiner Durchfahrt mit ihren Angriffen bedrohten. Ihr Loos war im übrigen ein wenig erfreuliches. Jubelnd begrüßten sie das Sonnenlicht, wenn der Gott ihnen erschien; aber nach einer Stunde schon entschwand es ihnen, die Thür ihres Raumes schloß sich, 23 Stunden galt es in einem Dunkel zu verharren, welches höchstens durch feuerspeiende Schlangen oder die Flammenmeere erhellt ward, in denen man gefangene Feinde des Sonnengottes verbrannte. Beachtenswert ist es dabei, daß hier das gleiche Loos Hoch und Niedrig, Unterthanen und Könige trifft. Nur wenige Sterbliche vermögen ihm zu entrinnen. Dies sind aber nicht etwa diejenigen, die auf dieser Erde tugendhaft gelebt hatten, sondern diejenigen, die in der Magie besonders große Kenntnisse sich erworben, sich dabei freilich auch bestrebt hatten, niemals als Feinde des Sonnengottes aufzutreten. Ihnen gelang es, es zu erzwingen, daß der Gott sie auf seiner Fahrt nicht aussetzte, sondern sie weiter in seiner Begleitung behielt und ewig in seiner Barke am Himmel kreisen ließ.

Die eben erwähnte Auffassung, daß vor dem Leben im Jenseits Gute und Böse gleich gestellt sind, daß die Gottheit nach dem Tode dem, der ihren Geboten im Diesseits gehorcht hat, keinerlei entsprechende Belohnung zu teil werden läßt, hat der alte Ägypter gelegentlich als ungerecht empfunden. Er hat daher in das Buch von den Thoren eine Gerichtsscene eingesetzt, in der das Urteil über

die Verewigten gesprochen wird und dieses sich dem Bilde des osirianischen Totengerichtes, auf das später zurückzukommen sein wird, entsprechend ausgemalt. Zwischen der fünften und sechsten Nachtstunde befindet sich ein Saal, in dem Osiris auf seinem Throne, begleitet von den Göttern seines Kreises, sitzt. Vor ihm wird die Seele des Menschen gegen seine Thaten abgewogen, während gleichzeitig ein Hundskopfaffe, die tierische Verkörperung des Gottes Thoth ein Schwein, den Vertreter des Gottes des Bösen Set, mit einen Stocke aus der Halle hinaustreibt und damit aus der Gemeinschaft der Guten verstößt. In dem folgenden Raume sieht man die gerecht Gesprochenen das Feld bebauen, während die Bösen an Pfähle gebunden ihrer Bestrafung harren, zu deren Behuf sie in der Folge in Wasser- und Feuerseen geschleudert werden.

Beachtenswert ist es bei dieser Gerichtsscene, wie wenig dieselbe in den Zusammenhang des übrigen Textes hineingearbeitet worden ist. Dieselbe ist als Ganzes eingeschoben worden um eine Gedankenlücke auszufüllen, ohne daß man sich die Mühe gegeben hätte, die Teile des Werkes zu verändern, welche auf der Voraussetzung des Fehlens eines Totengerichtes beruhten. Am bezeichnendsten für den geringen Aufwand an geistiger Überlegung, den man dabei walten ließ, ist es, daß die Einschiebung nicht am Anfange des Textes erfolgte, sondern weit später, während doch logischer Weise das Gericht stattfinden mußte, ehe der Gott sich anschickte, von den Toten begleitet, seinen Weg durch die Unterwelt anzutreten. Die Ägypter haben denn auch niemals versucht, auszuführen, wie sich eigentlich der Zug der Seelen der Guten und Bösen bis zu dieser Halle im einzelnen vollzog.

Eine ähnlich melancholische Auffassung des Daseins nach dem Tode, wie die besprochenen Texte, zeigt eine Reihe von Ermahnungen zum Lebensgenuß. Dieselben finden sich seit der Zeit um 2500 v. Chr. in den ägyptischen Texten in vielfach sich ändernder Ausdrucksweise, in den Grundgedanken aber sich stets gleichbleibend. Vor allem bilden sie die Gesänge, durch welche bei Beerdigungen die Hinterbliebenen zum Nichttrauern aufgefordert wurden. So legt eine Stele der verstorbenen Frau folgende Rede an ihren überlebenden Gatten in den Mund: „Oh mein Genosse, mein Gemahl! Höre nicht auf zu trinken und zu essen, betrunken zu sein, der Liebe der Frauen zu genießen, Feste zu feiern. Folge Deinen Wünschen bei Nacht und bei Tage. Gönne der Sorge keinen Raum in Deinem Herzen. Denn das Westland (ein Totenreich) ist ein Land des

Schlafes und der Finsternis, ein Wohnort, in dem die bleiben, die darinnen sind. Sie schlafen in ihrer Mumiengestalt, sie erwachen nimmer mehr um ihre Genossen zu sehen, sie erkennen weder ihre Väter noch ihre Mütter, ihr Herz sorgt sich nicht um ihre Weiber und Kinder. Auf Erden genießt jeder das Wasser des Lebens, aber ich leide Durst. Wasser kommt zu dem, der auf Erden weilt, ich aber dürste nach dem Wasser, das bei mir ist. Seit ich in dieses Thal kam, weiß ich nicht, wo ich bin. Ich schmachte nach dem Wasser, das bei mir fließt. Ich wünsche den Luftzug am Ufer des Flusses, damit er mein Herz in seinem Kummer labe. Denn der Name des Gottes, der hier herrscht, lautet „Vollkommener Tod". Auf seinen Ruf kommen alle Menschen, zitternd vor Furcht, zu ihm. Er macht keinen Unterschied zwischen Göttern und Menschen, vor ihm sind die Großen den Kleinen gleich. Er zeigt keine Gunst dem, der ihn liebt; er reißt das Kind dahin von seiner Mutter, und den alten Mann in gleicher Weise. Niemand kommt um ihn zu verehren, denn er ist nicht gütig gegen den, der ihn verehrt, er achtet nicht auf den, der ihm Opfergaben darbringt."

Die bisher besprochenen Vorstellungskreise suchten den Aufenthalt der Toten in einem unter der Erde gelegenen Reiche. Eine Reihe weiterer vermuten ihn über der Erde im Himmel. Wie man dorthin gelangte, um in der Sonnenbarke, oder zwischen den Sternen, oder in dem hier sich ausbreitenden Gefilde der Seligen Einlaß zu finden, darüber herrschten widersprechende Meinungen. Nach der einen begab sich die Seele an die Stelle am westlichen Horizonte, an der die Sonne durch einen engen Felsspalt in die Tiefe sank, und kletterte hier auf deren Barke. Wir haben bereits gesehen, daß es den Toten mit Hülfe der Magie glücken konnte, mit der Sonne durch das ganze Unterweltsreich zu schiffen, am Morgen gelangte sie dann mit dieser an den Himmel empor. Andere nahmen an, es gebe eine Leiter, auf der man zum Himmel hinaufklettern könne; mittelst einer bestimmten Zauberformel konnte sich der Verstorbene dieses Hülfsmittel zugänglich machen. Eine dritte Vorstellung knüpft an die Leichenverbrennung an, mit der Asche des Toten steigt die Seele zum Himmel auf. Dieser Gedanke ist in Ägypten ein uralter, in historischer Zeit freilich wenig mehr verbreiteter, denn die Leichenverbrennung, die bei dem Beginne geschichtlicher Zeit bereits sehr selten geworden und fast nur für Könige noch im Gebrauch war, ist später so gut wie ganz durch die Einbalsamierung der Toten abgelöst worden. Vergessen wurde sie darum nicht, sie er-

scheint noch im zweiten Jahrtausend v. Chr. bei dem Opfer, welches bei der Beerdigung vornehmer Persönlichkeiten stattfand und bei dem man Menschen verbrannte, um sie möglichst schnell als Diener für den Bestatteten diesem nachzusenden. Und der Gedanke, überhaupt durch Verbrennung, dem Toten etwas zukommen zu lassen, hat stetig fortgelebt in der Sitte des Brandopfers, durch welches die Gaben nach oben gesendet wurden, ganz im Gegensatze zu der im Nilthale weit üblicheren Niederlegung derselben im Grabe, welche ein wenigstens zeitweises Weilen des Toten an dieser Stelle voraussetzte.

Weit öfters als dieser Beförderungsarten in das Jenseits wird einer anderen gedacht, derzufolge die Seele in Vogelgestalt zum Himmel hinaufffliegt. Gelegentlich hat dabei die Seele die Form eines Sperbers und besonders die der Könige scheint so gebildet gewesen zu sein; gewöhnlich aber, und vor allem der Sterbliche, der nicht Pharao gewesen war, mußte so auftreten, hat sie die Gestalt des sog. Ba-Vogels, eines Vogels mit Menschenkopf und gelegentlich mit menschlichen Armen, der in den meisten Fällen männlichen Geschlechtes war. Eigentümlicherweise denkt sich nämlich der Ägypter den Verstorbenen, auch wenn er im Diesseits weiblich war, im Jenseits als Mann, nennt ihn daher Osiris und giebt ihm einen männlichen Seelenvogel. Nur selten in älterer Zeit, etwas häufiger in der spätern, behält die verstorbene Frau ihr Geschlecht, wird als unsterbliche Tote nicht Osiris, sondern Hathor genannt und erscheint als Seelenvogel mit weiblicher Kopfhaube, ohne Bart und bisweilen mit weiblicher Brust.

Im Himmel angekommen, weilte die Seele fortan im Kreise der Götter. Wie und auf welcher Grundlage ihr hier ein Platz angewiesen ward, welches ihre Stellung im Verhältnis zu den Göttern und den früher und später gleichfalls hierher gelangenden Seelen war, darüber lassen sich die Texte im allgemeinen nicht aus. Nur die Pyramideninschriften der Zeit um 3000 v. Chr. sind für die königliche Seele etwas eingehender und zeigen, daß sich der König durch einen Kampf mit den älteren Göttern erst die Stellung erwerben mußte, die er, entsprechend seinem irdischen Range, beanspruchen zu können hoffte. Es erging dem toten Pharao eben genau, wie dem verstorbenen Gotte Osiris, als dieser König des Totenreiches im Westen werden sollte. Die ältern Götter, die hier früher geherrscht hatten, widersetzten sich dieser neuen Herrschaft und mußten erst gewaltsam unterworfen werden, ehe das Reich des Osiris beginnen konnte.

Wie sich die Ankunft des toten Fürsten im Himmel im einzelnen gestaltete, das schildert eine solche Pyramide mit den Worten: „Der Himmel weint, die Sterne beben, die Wächter der Götter zittern und ihre Diener entfliehen, wenn sie den König als Geist sich erheben sehen, als einen Gott, der von seinen Vätern lebt und sich seiner Mütter bemächtigt. Seine Diener haben die Götter mit der Wurfleine gefangen, haben sie gut befunden und herbeigeschleppt, haben sie gebunden, ihnen die Kehle durchschnitten und ihre Eingeweide herausgenommen, haben sie zerteilt und in heißen Kesseln gekocht. Und der König verzehrt ihre Kraft und ißt ihre Seelen. Die großen Götter bilden sein Frühstück, die mittlern bilden sein Mittagessen, die kleinen bilden sein Abendessen, die alten Götter und Göttinnen benutzt er als Heizmaterial. Der König verzehrt alles, was ihm in den Weg kommt. Gierig verschlingt er alles und seine Zauberkraft wird größer als alle Zauberkraft. Er wird ein Erbe der Macht größer als alle Erben, er wird der Herr des Himmels, denn er aß alle Kronen und alle Armbänder, er aß die Weisheit jeden Gottes, u. s. f."

Durch Besiegung und Verzehrung der Götter und ihrer Machtzeichen und Schmucksachen wird also der König Herr des Himmels. Die Vorstellung, daß der Mensch auf derart rein materiellem Wege geistige Eigenschaften sich zu eigen zu machen vermag, ist eine weit verbreitete. Das Essen des Herzens und des Hirns des besiegten Feindes oder des kräftigen Tieres und ähnliche Sitten finden sich zu solchem Zwecke bei einer langen Reihe der verschiedensten Völker. Für Ägypten läßt sich der Gedankengang durch zahlreiche Belege erhärten. Wer wahrhaftig werden will, verzehrt die durch ein kleines Bild der Wahrheitsgöttin vertretene Wahrheit. Leben und Macht giebt der Gott, indem er die durch ihre Hieroglyphenzeichen angedeuteten Leben und Macht von dem Begnadeten durch die Nase einatmen läßt. Unsterblichkeit kann man gewinnen, indem man an der Brust einer Göttin saugt und mit ihrer Milch die ihr innewohnende Eigenschaft der Unsterblichkeit in sich aufnimmt. Geradeso wird in dem Pyramidentexte der König durch das Göttermahl allumfassender Gott, wobei nur das Eine hervorzuheben ist, daß darum die Götter nicht zu sein aufhören. Wie der einzelne die Wahrheit essen kann und sie doch fortdauert und andern zur Verfügung steht, so bleiben auch trotz dieses Verschlungenwerdens die Götter, und zwar als selbständige Wesen, bestehen.

Wie sich der Ägypter es nun ausmalte, daß der Gott gewordene

König sich seine Macht erhielt und nicht dem nächsten, mit der gleichen magischen Kraft ausgerüsteten, verstorbenen Pharao seinerseits zur Beute fiel, darüber fehlt jede Andeutung. Vermutlich hat er sich darüber weiter keine Sorge gemacht und sich damit begnügt, sich sein eigenes Fortleben möglichst erfreulich auszudenken, ohne weiter gleiche Seligkeitsansprüche künftiger Generationen in Rechnung zu ziehen.

Unter der Erde und über der Erde hat sich demnach der Ägypter ein Totenreich gedacht, auch auf der Erde selbst hat seiner Ansicht nach ein solches bestanden. Die Art und Weise, in der diese auf Erden sich vollziehende Auferstehung zum Ausdrucke kam, hat er sich wiederum in der verschiedensten Weise vorgestellt. Eine Reihe von Anschauungen entlehnte er dem Pflanzenleben. Aus der Leiche oder einem ihrer Teile, wie dem Blutstropfen, der von dem Sterbenden verspritzt ward, entsproßte ein Baum, der nunmehr dessen neue Form bildete; bald lagerte dann der Sitz des Lebens in der Blüte, bald im ganzen Holze, so daß, wenn der Baum gefällt ward, ein Splitter im stande war, das Leben weiter fortzupflanzen. Ein solcher Baum, der dem nach dem Tode fortlebenden Wesen entspricht, ist in der spätern Zeit, als die Mythen ihre ursprüngliche Kraft verloren, zu dem durch die griechischen Schriftsteller bekannten Baume geworden, der den Sarg und die Leiche des Osiris umschloß. Andere Berichte lassen aus der Leiche nicht einen Baum, sondern Korn hervorsprießen. So war, nach vielverbreiteter Ansicht, Osiris zu neuem Leben erwacht und sein Beispiel wirkte in gewissem Sinne ansteckend. Man stellte gelegentlich neben dem Sarg des Toten ein Bett auf, auf dem man ein Saatfeld in Gestalt des Osiris hatte sprossen lassen, und hoffte, daß nun der Tote dem Beispiele des Gottes folgen werde. Dabei ist für den Ägypter der geschichtlichen Zeit das Sprossen nicht ein Gleichnis; die Texte erklären ausdrücklich, Osiris sei das aus seiner Mumie hervorgegangene Korn. — In ähnlicher Gedankenart wird die stylisierte Lotuspflanze zu einem der häufigsten Amulette, welche die Auferstehung bedeuten, und tragen die Göttinnen, die sich ewig verjüngen, eine solche Pflanze als Szepter in der Hand.

Eine andere Reihe von Berichten schildert die Auferstehung als ein neu zum Leben Erwachen des in die Gruft gesenkten Körpers, hebt in ausführlicher, oft höchst drastischer und sehr trivial wirkender Weise hervor, wie der Tote wieder den Mund öffne, wie er die Arme und Beine wieder bewegen könne, wie seine Darmöffnung

wieder erschlossen sei, wie seine Zeugungskraft von neuem erwache. Diese gesamten Gedankengänge sind diejenigen, welche man am besten als die „Osirianische Unsterblichkeitslehre" zusammenfassen kann. Denn, so verschiedenartig sie auch im einzelnen sein mögen, sie haben das Eine gemeinsam, daß sie stets als Vorbild, als erstes Wesen, welchem eine derartige Auferstehung zu teil ward, den Gott Osiris nennen.

Osiris, der Sohn des Gottes der Erde und der Göttin des Himmels, war der erste König, der in völlig menschlicher Weise über Ägypten herrschte. Seine göttliche Natur erwies er in dieser Stellung durch seine Güte und die Wohlthaten, die er spendete. Es gelang ihm aber nicht, aller Herzen zu gewinnen. Sein eigener Bruder Set stellte ihm nach; unterstützt von mehreren Mitverschworenen umgarnte er Osiris und ermordete ihn. Nach der später verbreitetsten Mythe ward seine Leiche als Ganzes in einen Sarg gelegt, dieser in den Nil gestoßen, und erst nach langen Irrfahrten von der Gattin und Schwester des Osiris, der Göttin Isis, dem göttlichen Ideale einer Mutter und Frau nach ägyptischer Auffassung, wieder aufgefunden. Älter scheint die Vorstellung, die Mörder hätten die Leiche in Stücke geschnitten, diese im ganzen Lande zerstreut und Isis habe lange umherziehen müssen, bis sie die Stücke alle oder doch zum größten Teile auffand. Als ihr dies gelungen war, vereinte sie dieselben und baute die Leiche des Osiris wieder auf, um sie als Ganzes zu begraben. Andere freilich leugneten, daß dies geschehen sei, sie ließen jeden Teil an der Stelle, an der er gefunden ward, in einem der Tempel des Landes, welche die Griechen später als Serapeen bezeichneten, bestatten. In solchem Heiligtume fanden die jeweiligen Überbleibsel des Gottes, in Letopolis beispielsweise der Hals, in Athribis das Herz, in Abydos der Kopf eine besondere Verehrung. Trotzdem hielt man in denselben Tempeln, in schroffem logischen Widerspruche gegen diese Art des Kultes einzelner Teile auch an der Mythe von dem als Ganzes bestatteten Osiris fest und feierte dem entsprechende Erinnerungstage.

Der Zerstückelungsglaube scheint gerade in der ältesten Zeit des Ägyptertumes besonders betont worden zu sein, denn damals war die mit ihm in Zusammenhang zu bringende Zerstückelung der menschlichen Leiche üblich. Man zerlegte dieselbe in mehr oder weniger zahlreiche Teile und hielt vor allem die Enthauptung des Toten für äußerst wichtig. Die Stücke setzte man innerhalb des Fruchtlandes, wohl in der Nähe der Wohnung des Toten, bei.

Nach einiger Zeit, wenn die Fleischteile verwest waren, grub man sie wieder aus, sammelte und reinigte die Knochen und beerdigte diese dann am Rande des Nilthales im Wüstensande in einer endgültigen Gruft. — Bereits zur Zeit der Pyramidenerbauer war die Sitte weniger verbreitet, ward aber bis in späte Zeiten hinein nicht völlig vergessen. Religiöse Formeln in den Sammlungen von Totentexten bezogen sich noch Jahrtausende hindurch darauf, daß dem Toten sein abgehauener Kopf im Jenseits zurückerstattet werden sollte. Gelegentlich ist der Brauch thatsächlich auch in jungen Perioden geübt worden. Leichen blieben erhalten, die zunächst enthauptet worden sind; dann aber hat man die Körperreste einbalsamiert, den Kopf vermittelst eines Stabes an dem Rumpf befestigt und das Ganze mit Mumienbinden umwickelt. Ähnlich verfuhr man gelegentlich in der Pyramidenzeit mit dem ganzen Körper. Man ließ ihn verwesen, sammelte hierauf die einzelnen Knochen, umhüllte jeden für sich mit Leinewandbinden und legte endlich diese Päckchen in der Reihenfolge neben einander, die der Lage der jeweiligen Knochen am menschlichen Skelette entsprach.

Bei dieser Zerlegung und Wiederzusammenfügung der Leiche waltete, wenigstens in späterer Zeit, kaum einzig und allein der Wunsch ob, durch solche Vornahmen dem Toten den Weg in das Jenseits zu erleichtern, sondern daneben auch der Gedanke, ihm gleichzeitig die Rückkehr in das Diesseits zu erschweren. Wie die meisten Völker unserer Erde, so haben auch die alten Ägypter die Verstorbenen, die aller der Freuden entbehren mußten, die das Dasein lebenswert gemacht hatten, vielfach für bösartige Wesen angesehen, die neiderfüllt die Hinterbliebenen zu quälen und zu beunruhigen trachteten. Je sorgsamer man die Begräbnisgebräuche vollzog, um so eher konnte man hoffen, die abgeschiedenen Seelen milder zu stimmen; sie völlig zu befriedigen, war schwer, wo nicht unmöglich. So lag es denn nahe, daß man zu demselben Hülfsmittel griff, welches die Bevölkerung zahlreicher Länder gegen die Toten, welche als Vampyre angesehen werden, anwendet. Man schneidet ihren Leichen den Kopf ab, um ihnen das Umgehen auf Erden zu verwehren. Wo der menschliche Leib als die einzig mögliche Verkörperungsform des Toten gilt, kann dieses Mittel für unfehlbar angesehen werden. Nicht so im Nilthale, in dem der Tote, um auf Erden zu erscheinen, nicht stets in seinen Leichnam zurückzukehren brauchte, sondern auch andere Gestalten wählen konnte. Solche Gefahr lag nahe, wenn er die Verletzung seines

Körpers bemerkte und sie nun an ihren Verübern zu rächen gedachte. In dieser Erwägung wird man den Leib nach der Verstümmelung wieder zusammengesetzt haben. Kam der Tote in sein Grab, um zu prüfen, ob hier alles in Ordnung sei, und erschien ihm die Leiche bei äußerlichem Zusehen in tadellosem Zustande, so war er befriedigt. Gedachte er aber dann in irgend einer unglücklichen Laune, sie zu beseelen, so fiel der Körper ganz auseinander oder verlor doch den Kopf, und seine Hoffnung, in der altgewohnten Gestalt wieder aufzutreten, ward zu nichte. Freilich setzen derartige Gedankengänge bei den Verstorbenen einen erheblichen Mangel an Scharfsinn voraus. Allein, das ist wiederum eine jener Vorstellungen, welche so gut wie bei allen Völkern sich finden. Tod und Teufel und die Wesen, die in ihren Kreis gehören, gelten gemeinhin als unklug und leicht zu täuschen. Dafür gewährt nicht nur der alte und neue Orient zahllose Beweise in seinen Sagen und Erzählungen, auch unsere Volksmärchen liefern reiches und verschiedenartiges diesbezügliches Material.

Gelegentlich spielt somit die Sage von der Zerstückelung des Osiris als Vorbild einer entsprechenden Behandlung der menschlichen Leiche eine Rolle. Dies geschieht jedoch verschwindend selten im Vergleich zu den geradezu zahllosen Fällen, in denen berichtet wird, Osiris sei als Ganzes bestattet worden. Seine Anverwandten waren es dann, die diese Beerdigungspflicht erfüllt hatten und dadurch allen Menschen zeigten, was zu thun sich in ähnlichem Trauerfalle gezieme. Isis sang dem Bruder, von beider Schwester Nephthys unterstützt, die Klagegesänge und trug die Zauberformeln vor, die den Toten gegen alle Anfechtungen des Jenseits feien sollten. Der schakalköpfige Anubis, der stets bereit steht, den Verstorbenen, ähnlich wie bei den Griechen der Seelenführer Hermes, hinein zu geleiten in das Schattenreich, begnügte sich bei Osiris nicht mit dieser Führerschaft, er unterzog sich selbst der Mühe der Bestattung. Horus, der Sohn des Gottes, rächte den Tod des Vaters an dem Mörder Set und errang in langem, wechselreichem Kampfe die ihm gebührende Nachfolge auf dem Throne Ägyptens. Was aber dieser Thateneifer der Hinterbliebenen vor allem erreichte, das war, daß durch ihn Osiris die Kraft gewann, in seiner alten Gestalt fortzuleben, die Dämonen des Jenseits zu überwinden und sich in dessen Bereiche ein neues Königtum zu begründen, in dem er, wie einst hier über die Lebenden, so dort über die Toten herrschen sollte, als ein gütiger und gerechter Fürst.

Diese Fassung der Mythe galt dem Ägypter der geschichtlichen Zeit im allgemeinen als das Vorbild seiner eigenen Zukunft. Wie Osiris mußte er sterben, aber wie dieser auferstanden war, so hoffte er gleiches für sich, damit er im Jenseits in seiner irdischen Gestalt und, nach gewöhnlicher Annahme, auch in seiner irdischen Stellung, ewig fortzuleben vermöge, als ein Unterthan und treuer Vasall seines Gottes und Königs Osiris.

Als wesentliches Erfordernis zur Erringung dieser Fortdauer des Ichs gilt in diesen Vorstellungskreisen die Einbalsamierung des Toten, jene umständliche Leichenbehandlung, welche seit alters als eine der auffallendsten Sitten der Ägypter gegolten hat, und deren Endzweck es war, die in dem heißen Klima des Landes ungemein schnell eintretende Verwesung zu verhindern. Man verfuhr dabei in einer sehr einfachen und technisch recht rohen Weise. Zunächst behandelte man den Körper mit Natron und entzog ihm auf diesem Wege die Feuchtigkeit, dann übergoß man ihn mit Asphalt und tötete damit die Fäulniskeime. So bewundernswert es ist, daß es gelang, auf solche Weise die Leichen widerstandsfähig genug zu machen, um sie durch die Jahrtausende hindurch bis auf unsere Zeit zu erhalten, so muß man doch betonen, daß von dem Leibe, den der Ägypter bei Lebzeiten besessen hatte, die Mumie nur ein sehr entferntes Bild gewährt. Es war unmöglich, die innern weichen Teile vor dem Untergange zu retten. Lunge, Herz, Magen, alle Eingeweide mußten vor Beginn der Behandlung ebenso entfernt werden, wie das zuerst der Zersetzung preisgegebene Gehirn. In Folge der zu diesem Zwecke notwendigen Verstümmelung des Körpers sank der ganze Unterleib ein, und ward der Knochen zwischen Nase oder Mund und Hirnhöhle zerstört, um auf diesem Wege das Gehirn herausziehen zu können. Die dann folgende Ausdörrung durch Natron und Asphalt vernichtete die Fettteile, so daß zuletzt im Grunde nur die Knochen und die schwarz oder doch dunkelbraun verbrannte Haut zurückblieben. Nur bei äußerst sorgsam behandelten Mumien vornehmer Leute, besonders von Königen und Königinnen, sind die Gesichtszüge kenntlich geblieben, die Leichen des gewöhnlichen Volkes bieten zumeist einen abschreckenden Anblick dar.

Die Leiche pflegte man sorgsam in den Sarg zu betten, der Mund ward geschlossen, die Arme über der Brust gekreuzt oder längs des Körpers herabgelegt, die Leiche ruhte ausgestreckt in gerader Richtung auf dem Rücken. Nur die älteren Perioden des Ägyptertumes bieten von dieser Regel Ausnahmen dar. In der

der Pyramidenzeit vorangehenden Nagada-Periode, in welcher die Mumifizierung noch kaum gebräuchlich gewesen zu sein scheint, gab man den als Skelette auf uns gekommenen Leichen mit Vorliebe eine gekrümmte Haltung. Die Kniee sind an die Brust heraufgezogen, die Arme ruhen etwa auf ihnen aufgestützt, die Hände liegen vor dem Gesicht. In dieser Stellung, in der das Kind seinen Eintritt in die Welt erwartet, und die man noch später gern der der Auferstehung harrenden Seele gab, sollte der Tote im Grabe ruhen. Etwas später und bis in die Zeit um 2000 v. Chr. hinab, bettete man nicht selten die Leiche auf die linke Seite, oder wendete doch, wenn sie auf dem Rücken lag, ihr Gesicht dorthin. Man nahm dann an, der Tote könne in dieser Richtung, die nach Westen in das Totenreich führte, aus dem Sarge herausblicken und heraustreten. Um diese Möglichkeit noch schärfer zum Ausdrucke zu bringen, werden an dieser Stelle außen am Sarge zwei große Augen in Malerei oder Relief gewissermaßen als Ausluglöcher des Toten angebracht. Und innen im Sarge und häufig auch an der entsprechenden Stelle der Grabeswand bezeichnete das Bild einer Thür den gleichen Ort. Damit die Pforte aber nur zum Ausgange des Toten diene, und nicht etwa von einem Feinde benutzt werde, um in das Grab und in den Sarg einzudringen, versahen vorsichtige Leute das Thürbild mit einem sorgsam zugeschobenen Riegel.

Auffallend ist es, daß in den zahllosen Texten, welche der Schilderung der Unterweltsschicksale des Toten gewidmet sind, in all den Angaben über Gebräuche, welche am Grabe zu vollziehen waren, in den Anspielungen auf die Geschicke des Osiris, nie der Bedeutung gedacht wird, die man eigentlich in geschichtlicher Zeit der Erhaltung der Leiche zuschrieb. Der Umstand, daß man, wie bereits bemerkt, annahm, gelegentlich könne die Seele in die Leiche zurückkehren, um in dieser Hülle auf Erden umzugehen, genügt nicht, um die Vornahme einer so kostspieligen und langwierigen Einbalsamierung zu erklären. Und dies um so weniger, als die Seele für eine irdische Manifestation nicht auf die Leiche angewiesen war, sie vielmehr zahlreiche andere Gestalten annehmen konnte, welche ihr ohne jede Belastung der Hinterbliebenen zur Verfügung standen. Es deutet dieses Fehlen von Erwähnungen darauf hin, daß ursprünglich die Bedeutung der Leiche eine größere war als später, und daß man die Bemühungen um ihre Erhaltung noch in einer Zeit fortsetzte, in welcher die einstige Notwendigkeit derselben nicht mehr so unbedingt erforderlich erschien. Es wäre dies ein neues

Beispiel der häufig im Nilthale wiederkehrenden Erscheinung, daß man uralte Gebräuche streng in der gewohnten Weise fortbestehen ließ, auch nachdem seit Jahrhunderten ihre Grundbedeutung vergessen oder doch wesentlich abgeschwächt worden war.

Anderweitige Andeutungen treten den eben dargelegten Gesichtspunkten zur Seite, um zu beweisen, daß es im alten Ägypten eine Zeit gab, in welcher man glaubte, das Unsterbliche im Menschen werde stets mit dem Körper verbunden bleiben, auch nachdem das für irdische Augen sichtbare Leben erloschen war. Die Fortdauer der unsterblichen Teile war an die Erhaltung des Körpers gebunden. So ward der Sarg die Behausung des Abgeschiedenen, aus der er dann, wie eben angeführt, gelegentlich herausblicken oder heraustreten konnte, um sich im Grabe zu ergehen. Infolgedessen suchte man das Grab „das ewige Haus" möglichst groß und wohnlich zu gestalten, und alles darin aufzustellen, was man bei Lebzeiten als Bedürfnis empfunden hatte. So standen und lagen hier Möbel und Geräte aller Art für den täglichen wie den gelegentlichen Gebrauch, Waffen um sich gegen Feinde zu verteidigen, Schriftstücke mit magischen Formeln gegen Dämonen oder auch unterhaltenden Inhaltes, um sich von Zeit zu Zeit die Langeweile zu vertreiben, männliche und weibliche Gefährten um die Einsamkeit des Grabes zu beleben, Speise und Trank. Besonders letztere erschienen jederzeit unentbehrlich, denn die Gefühle des Hungers und Durstes erfüllten den Toten so gut wie den Gott und den irdischen Menschen. Wurden sie ihm nicht durch Opfergaben gestillt, dann mußte er aus dem Grabe sich hinausschleichen und suchen irgendwo Eßbares zu rauben. Gelang ihm dies nicht, so stürzte er sich zuletzt verzweifelt auf die schmutzigsten Abfälle, aß Koth und trank Urin, um seine grimme Not zu lindern. Wie groß die Besorgnis vor solchem Geschicke war, das zeigen bereits Formeln der Pyramidentexte, denen zufolge sich der König vor allem vor solcher Zwangslage durch seine Zauberkraft schützen zu können hoffte. Die Nahrungsbeschaffung für den Verewigten bildet den wesentlichsten Inhalt des ägyptischen Totenkultes, wie sich dementsprechend die Verehrung der Götter vor allem darin zeigt, daß man Sorge trägt, daß diese höheren Wesen in den himmlischen Gefilden keinen Mangel an Nahrung erdulden müssen.

Anfangs brachte man die den Bewohnern des Jenseits zugedachten Gaben in ihrer thatsächlichen Gestalt dar und opferte wirkliche Ochsen und Gänse, Brod und Früchte, tötete auch bisweilen

nach einem sehr umständlichen Ceremoniell bei der Bestattung Menschen, um dem Verstorbenen die im Jenseits wünschenswerte Dienerschaft nachzusenden. Nur darin erlitt die irdische Form der Gaben gelegentlich eine Veränderung, daß man sie einbalsamierte, um sie auf diesem Wege ebenso unvergänglich zu machen, wie den Körper des Toten. Geradeso wie dessen Mumie, ungeachtet des Prozesses, dem sie unterzogen worden war, ihre irdische Gestaltung nicht verloren hatte, so glaubte man, werde eine derartige Einbalsamierung der Fleischspeisen ihrer Genußfähigkeit keinerlei Eintrag thun.

Das Darbringen solcher wirklichen Gaben verursachte naturgemäß erhebliche Kosten und so trat bereits frühe der Gedanke auf, sie durch bildliche Opfer zu ersetzen. Man legte kleine Ochsen und Gänse, Brode und Libationsvasen aus Stein oder gebranntem Thon in das Grab, oder stellte in ihm Opfertische auf, die an der Oberseite in Relief eine reiche Auswahl der verschiedenartigsten eßbaren Gegenstände abgebildet zeigten. Vermöge magischer Formeln sollte es dem Toten gelingen, diese Stücke in ihre Vorbilder zu verwandeln, um diese dann zur beliebigen Verfügung zu haben. Dabei ward noch ein weiterer Vorteil gewonnen, solche Gaben waren unvergänglich, die Verwesung konnte ihnen keinen Schaden bringen. Vor allem aber konnte man sich nunmehr das Menschenopfer, welches der fortschreitenden Gesittung nicht mehr entsprach, ersparen. Nur sehr selten ward es in geschichtlicher Zeit noch dargebracht. In der Regel legte man dem Toten kleine Statuetten, die sogenannten Uschebti „Antworter" in das Grab, die aus Holz, Stein oder glasierter Kieselerde gefertigt jetzt unsere Museen füllen. Sie waren einst dazu bestimmt gewesen, von dem Toten durch eine Zauberformel zum Leben erweckt zu werden, um für ihn Ackerbau zu treiben, zu welchem Zwecke man den Bildnissen ländliche Werkzeuge, Hacken und Körbe, in die Hand gab. Neben diesen männlichen Dienern, die oft zu Tausenden ein und demselben Toten dargebracht wurden, finden sich, wenn auch seltener, weibliche, die im Jenseits seinen Harem zu bilden berufen waren. In alter Zeit stellte man mitunter einen ganzen Hausstand in Holz gearbeitet in das Grab, Bäckerinnen, Bierbrauer, Gabenträger, Matrosen, u. s. f.

In die Reihe dieser bildlichen Opfer gehören, außer solchen mehr oder weniger plastischen Gaben, auch die eingemeißelten und gemalten Darstellungen, welche die Grabkammern schmückten. In ihnen rollt sich jetzt das ganze Leben des alten Ägypters vor uns auf: der Ackerbau vom Säen an bis zur Ernte, das Bereiten von

Brod, das Schlachten und Braten der Ochsen, das Füttern und Zubereiten der Gänse, das Brauen des Biers, das Keltern des Weins, die Herstellung der verschiedenen Geräte. Dann folgen Vorführungen der frohen Tage des Lebens: die Jagd in den Sümpfen des Nilthales, vor allem des Delta, auf Vögel, Fische und Nilpferde, Ballspiele, Tänze, Turnübungen, das Darbringen der Erträgnisse der Ernte, u. a. m. Dies sind nicht etwa nur Darstellungen aus dem einstigen Leben des Bestatteten, der als Zuschauer immer wieder in den Reliefs abgebildet erscheint, bestimmt bei den Hinterbliebenen das Gedächtnis an sein irdisches Walten wach zu erhalten. Diese Bildwerke in dem Grabe haben einen weit höheren Zweck. Durch magische Formeln vermochte ihnen der Tote Leben zu verleihen, so daß das Bild zur Wirklichkeit erstand. Dann sproßte das Korn auf dem Felde, das Feuer brannte, die Diener arbeiteten, und der Verewigte saß dabei und erfreute sich der regen Thätigkeit, die zu seinem Nutzen und Frommen sich vor seinen Augen abspielte. Was an Nahrungsmitteln hier entstand, war für seinen Tisch bestimmt, die Arbeit seiner Diener schützte ihn vor jeglichem Mangel, die dargestellten Scenen ließen ihn die Freuden der Jagd stets von neuem in Wahrheit und in vollen Zügen genießen.

Das Totenopfer in bildlicher Form war weit bequemer als das in wirklicher Gestalt, es verlangte jedoch immerhin noch einen gewissen Aufwand. Hatte man sich aber einmal an den Gedanken gewöhnt, daß es möglich sei, aus den Bildern durch eine magische Formel Gegenstände heraus zu zaubern, so war von hier aus nur ein Schritt zu der Ansicht, daß man durch noch kräftigere Zaubersprüche auch ohne solches Mittelglied die gewünschten Dinge aus dem Nichts werde erstehen lassen können. Diesen Schritt haben die Ägypter bereits frühe gethan. Das Hersagen einer bestimmten Weiheformel sollte genügen, um das Totenopfer dem Verewigten ohne weiteres zu verschaffen: „Eine Königliche Opfergabe sei dargebracht dem Gotte Osiris, damit er gebe tausend Ochsen, tausend Gänse, tausend Brote der Person des verewigten N. N.“ ist die viel variierte, aber im Grunde stets gleich bleibende Fassung, in der die Formel in unzähligen Wiederholungen die ägyptischen Leichensteine bedeckt. Sie steht dabei entweder allein oder begleitet von einer längeren Anrufung, die die Vorübergehenden auffordert, die Formel zu Gunsten des Verstorbenen auszusprechen. — Im Namen des Königs erfolgt solche Widmung, denn der Pharao galt im Nilthale ständig als der berufene Mittler zwischen der Gottheit und seinem Volke. War

er doch selbst göttlichen Ursprunges und hervorgegangen aus der Verbindung eines Gottes, meist des Sonnengottes Ra, mit einer sterblichen Frau, meist der Gattin seines Vorgängers auf dem Pharaonenthrone. Als solcher war er sicher, williges Gehör bei den höheren Mächten zu finden, deren Kreis er nur auf kurze Zeit verlassen hatte, in den er nach dem Tode als mindestens gleich berechtigtes Mitglied zurückzukehren hoffte. Am Anfange der Entwicklung des Volkes hatte der Herrscher daher alle gottesdienstlichen Handlungen, unter denen das Totenopfer eine der wichtigsten war, selbst vollzogen. Als der Staat wuchs und praktische Gründe ihm solche vielseitige Bethätigung verboten, erfolgten die Gebete und Opfer doch wenigstens in seinem Namen, um den Göttern gegenüber die alte Sitte und Verpflichtung zu wahren und ausdrücklich zu betonen.

Die Gabe richtet sich nicht ohne weiteres an den Toten, sondern an den Gott, der dieselbe dann dem eigentlichen Empfänger übermitteln sollte. Diese Handlungsweise erscheint irdischen Vorstellungskreisen angepaßt. Hier im Nilthale dankt jeder Bürger seine Stellung, seinen Besitz, seine Nahrung der Güte des Königs, der sie oder doch die Möglichkeit sie zu erwerben, ihm verliehen hat. Selbst der Vornehmste gilt im Prinzip als ein Lehnsträger Pharaos, wenn er auch thatsächlich noch so eifersüchtig sich jeder Einmischung desselben in seine Privatangelegenheiten oder seine Verwaltungsthätigkeit widersetzte. Wie derart die Verhältnisse im Diesseits theoretisch aufgefaßt wurden, so dachte man sich dieselben im Jenseits entwickelt. Hier war der Götterkönig unumschränkter Herr aller seiner Unterthanen, vor allem der Toten. Wer letztern etwas zukommen lassen wollte, ging am sichersten, wenn er sich an ihn wendete und ihn beschwor, aus seinem Überflusse dem einzelnen Toten das ihm Bestimmte zufließen zu lassen. Auf doppeltem Wege konnte dies der Gott thun, entweder einfach in Form eines Geschenkes oder aber in feierlicherer Weise auf Grund eines Dekrets, das er unter Bezugnahme auf seine königliche Stellung in einer staatsrechtlich genau vorgeschriebenen Fassung für den Toten erließ. In zahlreichen Gräbern, besonders der jüngeren Perioden, haben sich solche Dekrete auf Papyrus oder auf Stelen aufgezeichnet erhalten. Die Hinterbliebenen haben sie gleich fertig abgefaßt dem Toten mitgegeben in der Hoffnung, der Gott werde ihren Inhalt im richtigen Augenblicke sich zu eigen machen und seine Durchführung durch ihm untergebene Götter und Dämonen niederen Ranges veranlassen.

Eigenartig wirkt in diesen Formeln die Großmut der Hinterbliebenen. So lange man die Opfer wirklich darbringen mußte, und auch noch, als es im Bilde notwendig erschien, hatte man sich mit wenigem, mit einem Ochsen, einigen Broten begnügt. In dem Augenblicke, in dem es nur auf Worte ankam, sprach man dem Toten die Gaben gleich zu Tausenden zu, die Mühewaltung ward ja dadurch nicht größer, die Befriedigung des Jenseitsbewohner dagegen eine um so sicherere. Wichtig war es nur, daß man bei der Aussprache der Formel den Namen desjenigen, für den die Gabe bestimmt war, ganz genau bezeichnete, um zu verhindern, daß andere, weniger begünstigte Wesen sich der Geschenke bemächtigten und sie dem rechtmäßigen Eigentümer vorenthielten. Man führt daher außer dessen eigenem Namen so gut wie immer als bezeichnendstes Merkmal den Namen seiner Mutter an, denn dem Ägypter galt theoretisch stets die Abstammung von der Mutter als die sicherere und wichtigere. Dies geschah vor allem in allen religiösen Dingen auch noch in den Zeiten, in denen längst im praktischen Leben, in den Fragen des Erbrechts vor allem, auf die Abstammung vom Vater das größere Gewicht gelegt wurde.

Die besprochenen Gaben wurden im Grabe niedergelegt und angebracht, die Formeln in ihm oder an seinem Eingange gesprochen; man nahm an, daß der Tote hier persönlich weile, in seiner Leiche seinen bleibenden Aufenthalt genommen habe. Die Sitte blieb bestehen, auch als die Vorstellung, die mit ihr einst verknüpft gewesen war, sich abschwächte, und man dem Toten ein weiteres Aufenthaltsgebiet zuschrieb, als es die eng begrenzten Grabesräume ihm darzubieten vermocht hätten. Immer und immer wieder strebte man nicht nur darnach, die Grab-Behausung möglichst angenehm und bequem auszustatten, man behandelte auch die Mumie als wäre sie eigentlich die unsterbliche Persönlichkeit. Zu ihr legte man, an sie band man alle die Amulette, die den Weg in das Jenseits erleichterten, gab ihr die Formelsammlungen mit, deren Inhalt man dort aussprechen sollte, rüstete sie nach jeder Richtung hin für die Reise zu den Göttern aus. Und doch war nicht sie es, die dieselbe antreten sollte, sondern ein anderes, ihr zwar äußerlich völlig gleiches, aber doch persönlich von ihr verschiedenes Wesen, welches der Ägypter als den Osiris des Toten zu bezeichnen pflegt. Das Widerspruchsvolle, das in der geschilderten Auffassung liegt, hat der Ägypter nie zu lösen versucht, das Verhältnis des Osiris zur Mumie ist eine Thatsache, die wir nur feststellen können und als gegeben hin-

nehmen müssen, so unlogisch auch der Glauben an zwei gleiche und doch verschiedene Gestaltungen ein und desselben Ichs erscheinen mag. Die Entstehung der Vorstellung erklärt sich daraus, daß anfangs die Mumie als dauernde Hülle des unsterblichen Ichs galt, daß später aber dieses Ich durch den Osiris gebildet ward, ohne daß man gewagt hätte, mit der veränderten Auffassung des unsterblichen Wesens die alten, durch die neuen Lehren eigentlich gegenstandslos gewordenen Sitten und Gebräuche aufzugeben.

Die Reise des Osiris des Toten vom Grabe bis zum Herrschersitze des Gottes Osiris bildet einen großen Teil des Inhaltes der religiösen Schriften des mittleren und neuen Reiches, der Zeit von 2500 v. Chr. an abwärts. Vor allem der bekannteste und verbreitetste derartige Text, das sog. Totenbuch, ist ihr gewidmet. Es enthält die Formeln, vermittelst deren der Tote die verschiedenen Hindernisse, die ihm im Verlaufe seiner Wanderung entgegentreten, zu besiegen vermag. Vor allem finden sich in ihm, wie schon erwähnt, die Namen der in der Unterwelt vorhandenen Dämonen und Gegenstände verzeichnet, deren Kenntnis für den Toten in erster Linie erforderlich war, da für den Ägypter der Name nicht eine zufällige Benennung eines Dinges ist, sondern einen wesentlichen Bestandteil desselben bildet. Wer den Namen eines Gottes oder Dämons kennt und richtig auszusprechen weiß, dem muß der Träger des Namens zu willen sein. Als es einer alten Legende zufolge der Göttin Isis gelungen war durch schlaue List den Sonnengott zu zwingen, ihr seinen wahren Namen zuzuflüstern, da hatte sie damit die Macht des Götterkönigs erlangt und war die höchste Göttin geworden. Wer entsprechend in der Unterwelt einen Dämon bei Namen rief, dem konnte derselbe keinen Schaden mehr zufügen; wer ein Thor richtig nannte, dem mußte dasselbe seine Flügel öffnen; wer das richtige Wort wußte, dem war das Ding zu eigen.

Auffallender Weise hat der Ägypter es niemals versucht, den Weg, der vom Grabe zur ewigen Heimat führte, kartenmäßig festzustellen, wäre es auch nur in der wenig genauen Art gewesen, in der er sich die Unterwelt im Buche von dem „was ist in der Tiefe" oder in dem Buche von den Thoren klar zu legen gesucht hatte. Nicht einmal die Reihenfolge, in der die einzelnen Räume durchschritten werden mußten, stand fest. Es besteht daher auch keine feste Ordnung in der Aneinanderreihung der einzelnen jeweils in Betracht kommenden Abschnitte des Totenbuches. Nur an dem einen wird festgehalten, daß der Weg sich auf der Erde hinzieht.

Bald schreitet der Tote zu Fuß dahin, bald fährt er im Boote, immer geht die Reise in ähnlicher Weise vor sich, wie es etwa in dem Delta geschehen wäre. Die Tiere, die ihn bedrohen, sind irdische, Schlangen und Krokodile. Was er ersehnt, ist Speise und vor allem Trank, welch letzteren ihm eine Göttin nicht lange nach Antritt des Zuges aus einem Baume heraus zu reichen pflegte, ähnlich wie in der Wüste bei Bäumen sich dem Wanderer das erquickende Wasser darbietet. Die Richtung der Reise geht nach Westen, dahin, wo die Sonne untergeht und wo hinter unwirtsamen Wüsten das Geheimnis des Landes der Seligen sich verbirgt. Wenn gelegentlich auch in diesen Schilderungen neben dem stehend als Reich des Osiris genannten Westen als Aufenthaltsort der Toten der Norden oder der Himmel in der Gegend des großen Bären auftritt, so handelt es sich dabei um ein Hineintragen ursprünglich ganz anderer Vorstellungen, die das Totenreich in der sonnenlosen kalten Zone suchten, in die andersartige Osirislehre. In letzterer ist das Westland gleichbedeutend mit Totenheimat und diesem Glauben zuliebe bestattete man die Verschiedenen im Westen des Nilthales am Rande der Wüste, durch die sie ihre Straße nehmen sollten.

Die einzelnen Ereignisse auf der Fahrt, über die die Ansichten nicht nur in verschiedenen Perioden, sondern auch in der gleichen Zeit geschwankt haben, zu schildern, hat hier keinen Zweck. Ihr Ende fand sie in der Halle der doppelten Wahrheit, in der Osiris, unterstützt von 42 Beisassen, als Totenrichter thronte. Der schakalköpfige Anubis führte den Verstorbenen in den Saal ein, derselbe sprach ein längeres Gebet, in dem er 42 Vergehen aufführte, die er nicht begangen habe. Er habe nichts Schlechtes gegen die Menschen vollbracht, seine Mitmenschen nicht bedrückt, nichts Böses gethan, nichts verübt, was die Götter verabscheuen, den Sklaven nicht durch seinen Herrn schädigen lassen, Niemanden zum Hungern oder Weinen gebracht, weder selbst gemordet noch einen Mord befohlen, die Opferbrote weder verdorben noch vermindert, die Bekleidungen und Binden der Toten nicht geraubt, keinerlei unsittliche Handlung begangen, u. a. m.

War dies geschehen, so wurde die Wahrheit der Rede dadurch erprobt, daß Thoth, der Gott der Weisheit und Schrift, und Horus, der Sohn des Osiris, das Herz des Verstorbenen gegen die Wahrheit abwogen. Auf Grund des Ergebnisses dieser Handlung erfolgte der Urteilsspruch über den Toten. Wie es dem ungerecht Befundenen erging, darüber läßt sich das Totenbuch nicht weiter aus. Es spricht

von seiner Bestrafung, Vernichtung, von der drohenden Fresserin des Westlandes und ähnlichem, geht dabei aber nirgends in das Einzelne. Da man hoffte, daß der Inhaber der Totenbuchtexte solchem Schicksale entgehen würde, hat man diesbezügliche Schilderungen unterlassen und sich damit begnügt, nur das zu beschreiben, was man für ihn sich wünschte, den Aufenthalt im Reiche der Gerechten, der selig Gesprochenen, in den Gefilden Aalu oder Aaru.

Dies Gebiet war gestaltet wie unsere Erde und ähnelte am meisten dem Delta, an das auch sein Name erinnerte, denn aalu sind in erster Linie die auf sumpfigem Boden sprossenden Gewächse. Ein Nil floß in ihm, der sich in zahlreiche Arme spaltete und Inseln bildete, auf denen Tote und Götter hausten. Hier aßen die Verewigten und tranken, kämpften mit ihren Feinden, gingen auf die Jagd, erfreuten sich am Brettspiel, das sie mit ihren Genossen oder im Notfalle auch mit ihrer eigenen Seele spielten, opferten den Göttern, fuhren auf den Kanälen umher. Ihre Hauptbeschäftigung war der Ackerbau, dessen verschiedene Episoden die Bilder der Gefilde Aalu genau darstellen. Zuerst wird die Erde mit dem Pfluge aufgerissen, dann gesät, das Korn, das weit über Manneshöhe aufschießt, mit der Sichel geschnitten, Ochsen treten die Körner aus, diese werden von den Hülsen gesondert, zum Schlusse dem Gott des Niles, dem man in erster Reihe den Segen der Ernte verdankt, geopfert.

Diese Lehre, welche eine verhältnismäßig einfache ist und welche das Leben nach dem Tode ungefähr ebenso auffaßt, wie es das Leben auf Erden gewesen war, ist wohl eine der ältesten Jenseitsvorstellungen, die das ägyptische Volk kannte. Sie findet sich in ähnlicher Weise bei den allerverschiedensten Völkern wieder. Ihr zufolge behält der Mensch auch seine irdische Stellung bei. Wer hier in Ägypten herrschte, blieb ewig Herrscher, wer hier diente, ewig Diener. Allmählich hat sich aber doch auch in diesem Anschauungskreise der Wunsch Eingang verschafft, dem Toten ein besseres Loos zu bereiten, als es sein irdisches gewesen war. Magische Formeln sollten ihm dieses gewinnen, ihm die Möglichkeit gewähren, in den Gefilden Aalu ein glückliches, freies Leben zu führen, bedient von den Uschebti-Statuetten, die man ihm mitgegeben hatte. Und wenn es ihm dort nicht mehr gefiel, dann konnte er auf diese Erde zurückkehren und die Stätten besuchen, die ihm einst lieb und wert gewesen waren, in seinem Grabe vorübergehend Aufenthalt nehmen und hier Opfer in Empfang nehmen oder sonst sich auf Erden

ergehen. Oder er konnte sich in einen Reiher, eine Schwalbe, eine Schlange, ein Krokodil, einen Gott verwandeln, alle Gestalten annehmen, die er wollte.

Solche Verkörperung in verschiedenen Leibern ist in Ägypten nicht eine Seelenwanderung, wie in Indien, nicht dazu bestimmt, eine allmähliche Läuterung der Seele des Menschen zu erzielen. Sie ist hier ein Vorrecht, das dem selig befundenen, zaubererfahrenen Toten zu teil wird, das ihm die größtmögliche Beweglichkeit, die größtdenkbare Macht verschaffen soll, das den Verewigten mit einer die Welt durchdringenden Kraft ausstattet, ihn gelegentlich in allem und jedem sein lassen kann, ohne daß er darum im All aufginge und irgend etwas von seiner Individualität einbüßte.

Neben der Vorstellung von dem Toten, der persönlich nach Westen zog, läuft im Totenbuche und in den verwandten Texten seit den ältesten Zeiten eine andere, weit verwickeltere und ihr widersprechende unausgeglichen nebenher. Ihr zufolge war das Unsterbliche, welches mit dem als Mumie in das Grab gesenkten Körper den irdischen Menschen gebildet hatte, kein einheitliches Wesen, wie dies die meisten Völker angenommen haben, sondern aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt. Diese einzelnen Teile, deren Zahl in den ägyptischen Anschauungen sehr häufig gewechselt hat, hatten im Körper vereint sich aufgehalten; im Augenblicke des Todes verließen sie denselben und suchten jeder für sich den Weg in das Jenseits zu finden. Man hat die Lehre dann der eben dargelegten üblichen von den Gefilden Aalu dadurch angegliedert, daß man sich die Teile nach der Gerichtsscene im Toten wieder vereinigen ließ, so daß in ihm der irdische Mensch in Fleisch, Blut und Seele wieder erstand, der fortan in den Gefilden der Seligen weilen sollte. Im allgemeinen aber behandeln diese Texte die einzelnen Seelenteile als völlig selbständige Wesen, und diese haben für die ägyptische Auffassung des Jenseits derartige Wichtigkeit besessen, daß an dieser Stelle wenigstens der wichtigsten unter ihnen in Kürze gedacht werden muß.

Der bekannteste Seelenteil ist der Ka, eine Gestalt, die dem Menschen vollkommen gleich ist, mit ihm geboren wird und bei dem Sterblichen bleibt bis er verscheidet. Nur bei dem Könige ist es anders. Seinem Ka wird ein gewisser Sonderbestand zugeschrieben, in den Reliefs steht er in Gestalt eines kleinen Mannes hinter dem Herrscher und es kommt vor, daß der König seinem eigenen Ka anbetend und opfernd naht und sich von ihm Wohlfahrt, Heil und

Macht versprechen läßt. Ein entsprechendes Verhältnis bestand vermutlich bei den Göttern, die gleichfalls einen Ka besaßen, denn hier ist beispielsweise der große Tempel zu Memphis nicht die Behausung des Gottes Ptah schlechthin, sondern wird als Burg des Ka des Ptah bezeichnet. — Im Augenblicke des Todes trennt sich der Ka von dem Menschen und wird nunmehr dessen eigentliches Ich. An ihn richten sich die Totengebete, denn er braucht Speise und Trank, er weilt im Jenseits, ohne daß es ihm freilich benommen wäre, gelegentlich in das Grab zurückzukehren, der „in seinem Sarge lebende Ka" zu werden und hier mit der Mumie vereint eine Zeitlang zu verweilen.

Entstanden ist der Glaube an dieses Doppeltsein des Menschen wohl durch das Traumbild. Man konnte bei Lebzeiten den Menschen im Schlafe in leiblicher Gestalt vor sich sehen, auch wenn deren Träger in der Ferne weilte, und gleiches Bild konnte nach dem Tode des Menschen sich zeigen. Andererseits ist es klar, daß der Ka in seinem Gedankeninhalte mit dem Osiris des Toten sich vielfach berührt und liegt daher die Vermutung sehr nahe, daß in der üblichen ägyptischen Religionsform zwei Glaubenskreise zusammen gewachsen sind, deren einer den unsterblichen Doppelgänger als Osiris bezeichnete, während ihn der andere Ka nannte. Eine dritte Gestaltung, welche mit diesen beiden große Ähnlichkeit besessen zu haben scheint, spielt am Anfange des neuen Reiches, insbesondere in Theben, eine Rolle, es ist der Chu oder Achu, eigentlich „der Leuchtende" oder der Chu aker „der vollkommen Leuchtende" des Toten. Er wird gelegentlich göttlich verehrt, an andern Stellen wenden sich Totengebete an ihn und wie man in Vermischung zweier ursprünglich gesonderter Begriffe bisweilen von dem Ka des Osiris des Verewigten spricht, so konnte man auch den Ka seines Chu anrufen.

Daß das Gedankenbild des Menschen auf den Glauben an den Ka einwirkte, bezw. ihn hervorrief, dafür spricht der Umstand, daß man ihn zeitweise dem Namen gleichsetzte. Auch dieser, auf dessen Wichtigkeit bereits hinzuweisen war, ward häufig als ein unsterblicher Bestandteil des Menschen aufgefaßt und besaß eine selbständige Persönlichkeit. — Ein weiterer Seelenteil, der Ba, hatte die Gestalt eines menschenköpfigen Vogels, der, wie wir sahen, auch allein die Seele des Menschen bilden kann. Ihn stellt man häufig dar, wie er die Mumie besucht, mit seinen menschlichen Armen streichelt oder zu ihr in das Grab hinabfliegt, um sie mit Speise und Trank zu erfreuen.

Etwas seltener erscheinen in den Texten als selbständige Seelen des Toten der Sahu, der die Gestalt eines in Mumienbinden eingewickelten Menschen hat; der meist als großer Fächer abgebildete Chaibt, der Schatten, den der Mensch bei Lebzeiten geworfen hatte und der, wie der Schatten Peter Schlemihl's in Chamisso's Erzählung, eigene Realität besaß; und endlich der Sechem, die „ehrwürdige Gestalt", eine mehr verklärte, aber doch dem Menschen gleichgebliebene Verkörperung seiner äußeren Erscheinung. Auch diese drei Seelenteile ähneln dem Osiris, bezw. dem Ka, so stark, daß sie wohl aus anderen parallel laufenden Glaubenskreisen in die Osirisreligion übernommen worden sind. Hierfür spricht es auch, daß sie zwar vielfach genannt werden, daß man aber nichts genaueres von ihnen zu sagen, ihnen keine scharf umgrenzte Bedeutung zu geben weiß.

Weit wichtiger als sie ist in den religiösen Texten das ab, „das Herz" des Menschen. Das Herz gilt dem Ägypter im allgemeinen als der Sitz des Lebens. Wollte demnach der Tote auferstehn und weiter leben, so mußte er sich in den Besitz des dazu unbedingt erforderlichen Organs setzen. Im Anschlusse an diese Vorstellung entwickelte man eine in sich abgeschlossene Lehre über die Wanderung des Herzens, das beim Tode den Menschen verlassen hatte, in das Jenseits, und über die Art, in welcher der Tote ihm wieder begegnete und sich von neuem mit ihm zu vereinigen verstand. Die hierbei vorausgesetzte zeitweise Trennung des Lebensorgans von dem Körper verursachte dem denkenden Ägypter jedoch eine große Schwierigkeit. Hatte ihn das Herz verlassen, so war dem Körper und damit auch der ihm gleich gedachten Gestalt des Osiris das Leben unmöglich gemacht. Um dies zu vermeiden, entschloß man sich der Mumie ein künstliches Herz zu geben, welches als Ersatz für das leibliche zu dienen hatte. Solche Rolle spielen Rollkiesel von brauner Färbung, oder später kleine Bilder des Gefäßes, in welches man bei der Einbalsamierung das dem Körper entnommene Herz zu legen pflegte, oder auch große, unten abgeflachte Bildnisse eines Skarabäus-Käfers, des Tieres, welches im Nilthale stets das Werden und Sein zu versinnbildlichen berufen war. Den durch magische Formeln beseelten Herzensvertreter legte man in der Mumie an die Stelle des wirklichen Organs, und hoffte auf solche Weise dem Körper Wärme und Existenzfähigkeit gegeben zu haben. Die betreffenden Zauberworte schrieb man gelegentlich auf den Herzensskarabäus selbst oder nahm sie auch in die religiösen Formelsammlungen zum beliebigen Gebrauche für den Osiris auf.

Andere unbedeutendere Teile der Seele können hier übergangen werden. Das Besprochene zeigt in genügender Klarheit, daß zahlreiche, ursprünglich selbständige Lehren hier zusammengeflossen sind, um das zu bilden, was in dem Totenbuche und den verwandten Texten als Unsterblichkeitslehre auftritt. Festhaltend an allem dem, was er von seinen Vätern ererbt hatte, hat der alte Ägypter zwar eine Unzahl religiöser Vorstellungen besessen, eine einheitliche Religion aber niemals entwickelt. Wie es ihm möglich war, die verschiedenen Lehren gleichzeitig zu glauben, anzunehmen, er werde nach dem Tode in dem fast stets dunkeln Reiche der Unterwelt weilen, mit der Sonne am Himmel kreisen, in den Gefilden der Seligen das Feld bestellen; seine Seele werde als Vogel zum Himmel auffliegen, als Ganzes in menschlicher Gestalt zu Fuß nach Westen ziehn, sich in die verschiedenen Bestandteile ihres unsterblichen Ichs zerlegen, wie er das vermochte, diese Frage läßt sich nicht lösen. Die Forschung unserer Tage kann hier nur die Thatsache feststellen, daß diese Vorstellungen alle vorhanden waren und als gleichberechtigt galten. Sie muß dies thun, auf die Gefahr hin, daß dadurch die von den Schriftstellern des klassischen Altertumes hoch gepriesene Weisheit der alten Ägypter auf diesem spekulativ-religiösen Gebiete in einem wenig günstigen Lichte erscheint. Ihr Jenseitsglaube ergiebt sich aus ihren eigenen Aufzeichnungen als ein sonderbares Gemisch philosophischer Ideen und der ursprünglichsten Gedankengänge noch unentwickelter Naturvölker.

Inhalt.

Einleitung S. 3. — Vernichtung des Menschengeschlechts S. 5. — Der Tod. S. 7. — Totenreiche: a) unter der Erde: Sonnenfahrt in der Unterwelt S. 10. — b) über der Erde S. 16. — c) auf der Erde S. 19. — Leichenzerstücklung S. 20. — Einbalsamierung S. 22. — Totenopfer S. 25. — Reise des Osiris S. 30. — Gefilde der Seligen S. 32. — Seelenteile S. 33.